

Gunnar Ménkens

Nirgendwo ein Land



STAATENLOS

Die Geschichte der
Krankenschwester Farah Hareb

Gunnar Menkens

Nirgendwo ein Land

Gunnar Menkens

Nirgendwo ein Land

Die Geschichte der staatenlosen Krankenschwester

Farah Hareb

zuKlampen! 

»Der Paß ist der edelste Teil von einem Menschen. Er kommt auch nicht auf so einfache Weise zustand wie ein Mensch. Ein Mensch kann überall zustandkommen, auf die leichtsinnigste Art und ohne gescheiten Grund, aber ein Paß niemals. Dafür wird er auch anerkannt, wenn er gut ist, während ein Mensch noch so gut sein kann und doch nicht anerkannt wird.«

Bertolt Brecht, *Flüchtlingsgespräche*

Verletzungen

Draußen auf dem Flur sitzt Farah Hareb. Die Krankenschwester hat einen Termin im Ausländeramt, und die vereinbarte Zeit ist schon deutlich überschritten. Sie wartet darauf, dass sich die Bürotür öffnet und eine Sachbearbeiterin sie hereinbittet. Nichts geschieht. Stattdessen dringt ein Geräusch aus dem Zimmer, vermutlich ein Staubsauger. Sie wartet weiter, und sie ärgert sich, sie hat heute noch etwas vor. Jemand saugt weiter, sehr lange noch.

Farah Hareb erzählt von ihren Erlebnissen in einer Ausländerbehörde:

»Mir wurde gesagt, dass man mich loswerden will, egal wie.«

»Briefe und Bescheide vom Amt liegen oft zum Wochenende in der Post. Von Freitagmittag bis Montagmorgen ist dann im Rathaus niemand zu erreichen, es ist der Horror.«

»Eine Mitarbeiterin sagte mir, die Stadt *müsste* meine Aufenthaltspapiere ja nicht verlängern, ich solle dankbar dafür sein, dass sie es doch tut.«

»Meine Kollegin erkundigte sich am Telefon beim Amt, wie mein Passproblem gelöst werden kann. Die Antwort war, dass es Tricks gebe, schnell und günstig an ein Dokument zu kommen. Was das für Tricks sind und wo ich mich informieren könnte, sagte ihr niemand.«

»Als ich eine Duldung für meinen Arbeitgeber einmal vierzehn Tage vor Ablauf verlängern lassen musste, weigerte sich der Sachbearbeiter, das sei erst einen Tag vorher üblich. Ich antwortete, dass ich ein Recht darauf habe. Es hieß dann, ich mache Stress, ich sei doch krank, und er holte die Security. Nachdem die Klinik einen Brief geschrieben hatte, ging es dann doch. Meine Anwältin drohte schließlich mit einer Dienstaufsichtsbeschwerde.«

»Ich versuche, nur noch mit Zeugen zu diesem Amt zu gehen. Sie sollen aufhören, mich zu verfolgen und mir das Leben zur Hölle zu machen.«

Ist das alles vorstellbar? Jemandem zu sagen, man wolle ihn loswerden? Dankbarkeit einzufordern von einem abhängigen Menschen? Anruf bei der Stadt Hameln, von deren Amt Farah Hareb spricht. Nein, man könne sich an keine einzige Situation dieser Art erinnern. Das Rathaus habe eine freundliche Ausländerbehörde, auch Frau Hareb sei stets sehr höflich. Natürlich könne es grundsätzlich vorkommen, dass Mitarbeiter in Gesprächen schon einmal genervt reagieren könnten. Es wird angedeutet, dass an Konflikten nicht immer die Stadt schuld sein müsse.

November 2020

Farah

Ein Sonnabend im November 2020, vier Uhr früh. Am Bett von Farah Hareb schlägt der Wecker los, zwei Stunden bleiben noch, dann beginnt ihr Dienst. Sie erinnert sich später nicht mehr, ob sie durchgeschlafen hat, oder, wie es manchmal passiert, aufgewacht ist, um in Gedanken noch einmal die vergangene Schicht durchzugehen. Hatte sie alles korrekt notiert für die Übergabe an die Kollegen? War genug Zeit geblieben für die Patienten? In manchen Nächten schreckt sie hoch vor nervöser Sorge, den Alarm zu überhören und zu spät zur Arbeit zu kommen. Aber sie ist pünktlich, wie immer; sie steht auf, duscht, trinkt Kaffee, so beginnt die Krankenschwester, die zum Morgenmuffeligen neigt, diesen Tag. Vielleicht blinzelt der Kater noch träge zur Tür, als sie ihre Tasche schultert, die Wohnung verlässt und sich zu Fuß auf den Weg macht. Zügig geht sie durchs Viertel, überquert an einer Ampel die am frühen Morgen kaum befahrene vierstreifige Hauptstraße und sieht bald einen langgestreckten Klotz aus Waschbeton vor sich, die Medizinische Hochschule Hannover. Hier liegen schwer gezeichnete Patienten an Beatmungsmaschinen auf der Intensivstation, hier ist ihr Arbeitsplatz.

Wie meist in der Frühschicht nimmt sie den etwas abseits gelegenen Personaleingang. Nur selten reiht sie sich in den Menschenstrom, der durch die unablässige kreiselnde zentrale Drehtür in die Klinik rotiert, vorbei am Glaskasten der Pförtner, die gestrandeten Besuchern erste Hilfe leisten auf der Suche nach Etagen und Fluren im Krankenhauslabyrinth.

Farah Hareb freut sich auf diese Wochenendschicht. Es gibt immer diese routinierte Angespanntheit auf der Station, weil jederzeit ein Gerät Alarm schlagen kann oder verwirrte Patienten in Panik versuchen, Nadeln und Schläuche aus ihrem Körper zu ziehen, doch an Sonnabenden und Sonntagen ist die übliche Betriebsamkeit gedämpft. Operationen und kleinere Eingriffe

stehen nicht auf dem Plan, und wird kein Notfall eingeliefert, bleibt mehr Zeit, sich um die Kranken zu kümmern. Zeit zum Haarewaschen, Rasieren, Füßeeincremen, Mutzusprechen. Minuten an Zuwendung, die ein durchgetakteter und auf Effizienz getrimmter Klinikalltag zu selten gestattet.

Seit vielen Monaten ist Farah Hareb für Patienten verantwortlich, die sich mit dem Coronavirus angesteckt haben, Sars-CoV-2. Erfahrungen mit oft tödlich verlaufenden und ansteckenden Infektionskrankheiten hat sie bereits gesammelt; offene Tuberkulosen, HIV, Influenza und bakterielle Meningitis zählen zum Berufsalltag. Bevor sie heute in die Zimmer geht, legt sie sich wie üblich einen Wall aus Stoff an, einen Wall hoffentlich ohne Risse, durch die Erreger schlüpfen könnten. Sie zieht einen blauen Kittel an, darüber streift sie einen gelben Umhang, eine OP-Haube verhüllt das Haar. Latexhandschuhe bedecken die Unterarme bis hoch zum Ellbogen, Mund und Nase verschwinden hinter einer das Atmen erschwerenden Maske, Typ FFP3, schließlich setzt sie eine Schutzbrille vor die Augen. Ihr Körper ist vollständig verhüllt unter diesen Schichten, die sie nicht nach Belieben ablegen kann wie Spaziergänger, denen in der Wintersonne zu warm geworden ist. Ihre Rüstung ähnelt Schutzanzügen von Arbeitern, die nach Chemieunfällen Giftmüll vom Werksgelände kehren müssen.

Farah Hareb ist an diesem Novembermorgen 36 Jahre alt. Sie hat ein freundliches rundes Gesicht, und wenn sie lacht, wirkt sie unter ihrem Kopftuch pausbäckig wie ein Teenager. Sie spricht mit einer sanften, unaufdringlichen Stimme, und sollte es nötig sein, sich zu entschuldigen, tut sie es lieber einmal zu viel als zu wenig, weil sie zu einem höflichen und zurückhaltenden Menschen erzogen worden ist. Seit zehn Jahren ist sie mit Abed verheiratet, einem Israeli, der, wie seine Frau, trotz langwieriger und komplizierter Konflikte mit Ausländerbehörden noch immer kein dauerhaftes Aufenthaltsrecht für Deutschland besitzt. Das Paar hätte gerne zwei Kinder bekommen, doch die gemeinsame Zukunft in Deutschland erschien den beiden zu ungewiss, um diesen Traum zu verwirklichen. Sie schreiben diesen Verzicht den Behörden zu. Familie ist Farah wichtig, sie hat oft Kontakt zu ihren Eltern und den sechs jüngeren Geschwistern, die verstreut in Deutschland leben und für die sie sich als Älteste noch immer